Das Leid der Schönheit.

(Roman von A. Noel.)

(10. Fortsetzung.)

Langsam streifte sie die Ringe ab!" Den einen, den sie von der Mama selbst hatte, einen billigen Ring aus der Mädchenzeit, dann den Vergißmeinnichtring vom Papa, den sie zum Namenstag bekommen hatte, als sie vierzehn Jahre alt war, und den sie nur noch am kleinen Finger tragen konnte. . . Er mochte unbedeutend und kindlich sein, der Ring, aber sie hatte ihn gern. Und hierauf den dritten . . . Ein paar alte, verblaßte Rautensplitter, in Silber gefaßt. Christian Randa hatte ihr diesen Ring gegeben, und er stammte von seiner Mutter.

Nun war die Hand bloß, die Ringe glitten in die Tasche. Ihr war's, als habe sie alles abstreifen müssen, was sie an die Vergangenheit knüpfte.

Dafür blitzte jetzt die brillantene Schlange mit den Rubinaugen an dem schlanken Finger ihrer weißen Mädchenhand.

Sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, denn ihr war, als habe sie bereits das Schlimmste überstanden.

Daß sie sich für den Ring auch bedanken müsse, war ihr ganz entfallen, aber die Mutter, die wohl sah, daß Traumichel schon ganz verblüfft auf den Dank wartete, erinnerte sie daran: „Mir scheint, du bedankst dich gar nicht."

Schüchtern streckte sie die Hand aus, aber Traumichel gab sich damit nicht zufrieden. Er zog sie an sich und küßte sie ab, daß man's im Nebenzimmer schmatzen hören konnte.

Agnes war nahe daran, sich loszureißen, ehe er sie von selbst freigab. So laut zu küssen! Und immer blieb eine feuchte Spur zurück! Der Widerwille regte sich in ihr.

Doch auch Traumichel war nicht recht zufrieden. Sie hielt sich so steif beim Küssen, und jetzt sah er gar, wie sie sich abwischte.

„Nur nicht zimperlich, Agnes! Das kann ich nicht leiden!" rügte er. „Ich bin ein ehrlicher Mensch, ein g'rader Michel", wandte er sich an die Mutter. „Ich sag's lieber gleich offen, wenn mir was nicht paßt!"

„Natürlich, nur sagen!" ermunterte ihn die künftige Schwiegermama leutselig. „Die Agnes ist es halt nicht gewohnt."

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Sie war es noch nicht gewohnt. Er mußte also ein wenig Nachsicht haben. Besser doch, man kam an eine, die mit dem Küssen noch nicht vertraut war, als an eine, die zu viel Uebung besaß.

Dafür tat er sein möglichstes, Agnes in den nächsten Tagen an bräutliche Zärtlichkeiten zu gewöhnen, und das junge Mädchen, dem die Mama eine scharfe Strafpredigt gehalten hatte, sie sollte sich nicht so anstellen und den Verlobten nicht vor den Kopf stoßen, nahm sich zusammen und hielt still. Aber es kostete sie große Ueberwindung, Traumichel nicht fortzustoßen, sich seine Küsse nicht abzuwischen.

Gerade dies verursachte ihr die Empfindung, daß sie in die Sklaverei verkauft sei, und zwar bloß deshalb, damit die Ihrigen sich's gut geschehen lassen könnten.

Die Frohlaune Gustis und der Mutter beleidigte sie innerlich.

Gewiß, die konnten leicht im siebenten Himmel sein. Sie brauchten nichts Unangenehmes auszuhalten. Nur sie mußte den Preis zahlen.

Die Mutter hatte vor lauter Triumph ganz den Kopf verloren. An den Nachmittagen rannte sie zu Bekannten, die sie sonst gar nicht zu besuchen pflegte, bloß um mit dem Glück zu prahlen, das ihre Agnes mache, und sich an den Gesichtern zu weiden, die andre, minder beglückte Mütter dazu schnitten.

Auf der Straße hielt sie Leute an, die sie sonst nicht einmal zu grüßen pflegte, um ihnen zuzurufen: „Haben S' schon gehört, die Agnes hat sich verlobt!" Traumichels Million wuchs in ihrem Munde zu einem wahren Rothschildvermögen an.

Agnes stand bei solchen Gesprächen wie auf Nadeln. Während die so angefallenen Frauen notgedrungene Glückwünsche vorbrachten und teilnahmsvoll und erfreut taten, las sie ihnen die wahren Empfindungen mit der größten Deutlichkeit von der Stirn.

Wozu den Neid der Leute herausfordern?

Aber es war völlig vergebens, der Mutter das vorzustellen. Man hatte gar keinen Einfluß auf sie.

„Wenn einen die Mama wirklich so gern hätt', wie sie tut", fühlte Agnes, „so ließe sie sich etwas mehr beeinflussen und brächte einen nicht in solche Verlegenheiten."

Ein oder das andere Mal kam sie mit ihrem Protzen auch übel an.

So hielt sie eines Tages an einer Straßenbahnhaltestelle eine Beamtenfrau, mit der man einmal auf demselben Gang gewohnt hatte, an. Diese Frau Mayer besaß drei grundhäßliche Töchter, die sie nie anbringen konnte, und desto größeres Vergnügen bereitete es Frau Bärengruber, ihr den Kopf mit Agnes' Glück wirblig zu machen.

Aber die verkümmerte Frau mit dem verkniffenen, schmallippigen Gesicht gab sich durchaus keine Mühe, erfreute Teilnahme zu bezeigen. Sie hörte störrisch zu, und als die Bärengruber doch endlich einmal Atem schöpfen mußte, öffnete sie die Lippen, um mit beißender Kälte zu sagen:

„So ein Glück wer'n meine Mäderln nie machen. Aber — Gott sei Dank! — ich bin recht zufrieden!. . . Die Lina ist bei der Omnibusgesellschaft, die Fanni bei der Post und d'e Hermin' gar im Ministerium. Sie sind alle drei brav und leißig, haben ihr gutes Auskommen und ihr sicheres Brot. Es braucht sich keine von ihnen für Geld zu verkaufen!"

Damit grüßte sie und stieg in den Wagen der Straßenbahn, der eben fortfahren wollte. Vielleicht war es nicht einmal ihr richtiger Wagen, aber sie hatte sich einen guten Abgang gesichert und ließ die Bärengruber sprachlos vor Wut zurück.

„Nein, so eine Frechheit! Der werd' ich's noch zeigen! Der werd' ich's geben!"

„Wieso denn? Willst ihr vielleicht nachlaufen?" fragte Agnes bitter. „Geschieht dir schon recht, Mama, was hast du sie denn angesprochen?"

„Jetzt komm' mir du auch noch!" kehrte sich die Wut der Mutter gegen sie, und sie mußte schweigen, um auf der Straße kein Aufsehen zu erregen.

Sie stiegen beide sehr verstimmt in den Wagen, der endlich kam.

Frau Bärengruber beruhigte sich bald, da auf ihre verletzte Eigenliebe dadurch ein Pflaster gelegt wurde, daß ein sehr eleganter Herr, der draußen auf dem Perron des Wagens stand, durch die Scheiben in einem fort auf Agnes blickte.

Frau Bärengruber blähte sich förmlich auf vor Mutterstolz und Genugtuung über diese sichtliche Bewunderung.

Trotz ihrer herzlichen Kindesliebe, die instinktiv und eingeboren war und durch die Erkenntnis von den Schwächen der Mutter kaum beeinträchtigt wurde, konnte Agnes nicht leugnen, daß die Mama sie jetzt oft nervös mache. Ja, nur sie verdarb ihr die Nerven. Ohne den Zustand, in den das Gebaren der Mama sie oft versetzte, hätte sie kaum noch gewußt, was Nerven waren.

Es würde gut sein, wenn sie künftig nicht mit ihr zusammenleben mußte.

Dieser Gedanke versöhnte sie wieder mit der Heirat, vor der sie nach den Worten der Frau Mayer einen förmlichen Abscheu empfunden hatte.

Es ging ihr überhaupt so: sie schwankte fortwährend zwischen entgegengesetzten Empfindungen. Wenn sie an Christian Randa dachte, schämte sie sich manchmal vor sich selbst, während sie sich in andern Augenblicken vollkommen recht gab.

Mit dem Randa, das wäre doch nichts gewesen. So lange konnte man nicht warten, bis er etwas wurde. Und nachher war's auch noch nicht viel. Warum sollte denn gerade sie in engen Verhältnissen sitzen bleiben, gerade sie, die doch manches für sich hatte, um eine bedeutendere Rolle in der Welt spielen zu können?

Seit der Kinderzeit war sie es gewohnt, von der Mutter zu hören, wenn sie zu Fuß gehen mußten, während andre im Wagen daneben rollten: „Ja, das ist ein Leben! Wer's auch so haben könnte!"

Man las nur in der Zeitung, daß es irgendwo wieder eine besondre Festlichkeit gegeben hatte. Dabei war man niemals. . . Im Theater, wenn man ja einmal dahin kam, blickte man von seinem billigen, versteckten Sitz auf die, die sich in den Logen und am Balkon sonnten. . . Immer fühlte man sich ausgeschlossen.

Das war jetzt zu Ende. Am Sonntag, was hatte man da viel unternehmen können, wo man doch kein Geld ausgeben wollte? Und in der Großstadt kostet alles Geld, viel Geld sogar. Gewöhnlich war's bei einem Spaziergang auf die Ringstraße oder bei einem langweiligen Besuch verblieben. Jetzt?

Traumichel konnte sich ja keinen Sonntagnachmittag ohne einen Gummiradler denken. Am ersten Sonntag nach der Verlobung fuhr er mit Agnes, Gusti und Frau Bärengruber zum Rennen, was mit den Karten für den noblen Platz, auf den er sie führte, und der darauffolgenden Jause im Sachergarten einen bedeutenden Posten ausmachte. Aber der Traumichel tat gar nicht dergleichen, als ob das was wäre. Wie schön das war, nicht immer rechnen, sich nicht immer vorsagen zu müssen: „Das geht nicht! Das kannst du dir nicht leisten!"

Man war ja nicht mehr der Plebs, der mit den Hunderttausenden zu Fuß durch die staubigen Alleen des Praters dahinpilgerte oder um einen Platz auf der Elektrischen wie ums Leben raufen mußte, man gehörte zu den oberen Zehntausend.

Diesmal, am zweiten Sonntag, nahm Traumichel zwar auch wieder einen Fiaker, aber da das Wetter etwas zweifelhaft gewesen, hatte man sich entschlossen, sich mit einer Fahrt in den Stadtpark zu begnügen.

Gusti hatte ihre Sehnsucht ausgedrückt, einmal auf der Terrasse des Kursalons Eis zu essen, und da stimmte Traumichel gleich zu.

Er hätte Bärengruber eingeladen mit von der Partie zu sein, aber dieser, dem es nicht behagte, in einem Wagen zu fahren, den ein andrer bezahlte, lehnte unter dem Vorwande ab, daß vier Personen gerade genug für einen Landauer seien und er lieber seine Beine gebrauchen wolle.

Und das war ja wahr: Fünf Personen in einem Wagen, das war ordinär. Dagegen war es höchst schick, wenn drei Personen sich auf den zwei Sitzen des Fonds drängten und die kleine Gegenüberbank unbenützt ließen. Mit Traumichel freilich mußte man davon absehen, denn er war etwas zu breit dazu, und so nahm er immer lieber einen Landauer, selbst wenn man zu dreien fuhr.

Auf dem Standplatz wurde der schönste Wagen ausgesucht, der zu haben war, und los ging's.

Im Mai war's im Stadtpark am schönsten und auch am elegantesten. Jetzt beehrten ihn noch Herrschaften mit ihrem Besuch, die später in der Saison niemals daran gedacht hätten, den Stadtpark aufzusuchen.

Noch hatte das Laub seine jugendliche, helle Frühlingsfrische, und es zeigte sich sogar noch manche Lücke in dem grünen Blätterdache, denn die Platanen waren noch ziemlich spärlich belaubt, die Robinien fingen eben erst an, ihre zarten Wedel zu entfalten, und die Götterbäume zeigten an den kahlen Astenden erst artischockenartige, halb aufgebrochene, rötlich schimmernde Blattknospen.

Für diese kahlen Wipfel entschädigten die reich blühenden Sträucher das Auge .... In gelbem Schmuck stand der Erbsenstrauch und die gelbe Kerria, und rosige Hagedorne schimmerten von den Gebüschrändern; die Fliederbüsche öffneten ihre lila Blütenkelche. Und vor allem standen auf den grünen Blattellern der Kastanien die rosa und weißlichen Blütenkerzen so dicht gedrängt, daß sie allein genügt hätten, den Garten bräutlich zu schmücken.

Auf den Beeten vor dem Kurhausplateau blühte ein reicher Flor von Frühlingsblumen: Aurikel, Stiefmütterchen, Goldlack, Iris und rote Samtblumen erfreuten das Auge mit ihren leuchtenden Farben.

Mit diesen wetteiferten die Frühlingstoiletten der Damen und die Blumen auf all den neuen Stroh- und Basthüten.

Den hervorragenderen Erscheinungen in dem Menschenstrome, der sich durch die Alleen und auf den Wegen ergoß, wurde von den am Rande der Wege auf den gemieteten Stühlen Sitzenden viel nachgeblickt, und Karl Traumichel war sehr befriedigt, als er inne wurde, welch allgemeines Aufsehen Agnes erregte.

Frau Bärengruber hatte ihre Töchter immer etwas über ihre Mittel gekleidet. Jetzt, nachdem Agnes' Verlobung bekannt war, fand sie es nicht schwer, selbst vorsichtige Schneiderinnen und Modistinnen zu Lieferungen zu bewegen, und so prangten die jungen Mädchen schon in neuen Sommertoiletten und kostspieligeren Hüten, als sie je besessen.

Traumichel würde ja so alles bezahlen. Warum also jetzt noch sich einschränken?

Zum erstenmal erschienen die Schwestern nicht gleich gekleidet. Denn Agnes hatte natürlich ein teureres Kleid und einen schöneren Hut bekommen müssen als die Gusti, und vielleicht war dieser Hut nicht ganz unschuldig an den vielen Blicken, die ihm folgten.

Sie war sich selbst darüber klar. Denn sie war doch früher öfter auf der Straße oder in öffentlichen Gärten erschienen, ohne daß man sie gar so sehr angestarrt hätte, und sie wußte recht gut, daß die arme alte Närrin, eine stadtbekannte Figur, die ihr graues Haar in Gretchenzöpfen um den Kopf gewunden und dazu ein lichtes Kleid mit farbigem Maschengürtel trug, ganz denselben Erfolg erzielte.

Traumichel sah nicht so genau zu. Aufsehen war Aufsehen, und es schmeichelte ihm, daß er eine Frau bekommen sollte, mit der derart Staat zu machen war.

Dagegen verdroß ihn ihr gesetztes, zurückhaltendes Wesen sehr. Er hatte es gern, wenn man anerkannte, was er tat.

(Fortsetzung folgt.)

— Nachwirkung. Gernot (seinen Steckbrief lesend): „Ich hab's ja seinerzeit meinem Vater gesagt, er soll mich nicht in die Lehre tun. — jetzt hab' ich's Malheur; hier heißt's: Besondere Kennzeichen: „Große Ohren".

Stellung der Sozialdemokraten.

Der bekannte sozialdemokratische Führer und Reichstagsabgeordnete Philipp Scheidemann, der ja auch im vorigen Jahre in Amerika Reden gehalten hat, schreibt aus Berlin an ein New Yorker Blatt:

Berlin, 21. August.

Deutschland gleicht postalisch jetzt einer Insel, die man vollkommen von der übrigen Welt abgesperrt hat. Das ist deshalb schlimm, weil man die ganze Welt durch die Berichte der englischen, französischen, belgischen und russischen Agenturen in der schamlosesten Weise angelogen hat, ohne daß man deutscherseits in der Lage ist, die Wahrheit festzustellen.

Ich berichte Ihnen einige Tatsachen.

Den Krieg hat in Deutschland niemand gewollt. Dem widerspricht auch nicht die Tatsache der deutschen Kriegserklärung an Rußland und schließlich auch an Frankreich. Hätte Deutschland, das über die Vorbereitungen seiner Nachbarn genau unterrichtet war, noch einige Zeit gezögert, dann wäre Rußland mit seiner längst heimlich betriebenen Mobilmachung fertig geworden und hätte unser im Osten nur mäßig geschütztes Land mit seinen Kosaken überflutet. Und dann wehe uns!

Daß die Reichsregierung nach dem Scheitern aller ihrer Versuche die Initiative ergriff, störte dem Zar von Rußland die Kreise. Das wurde vielleicht am dramatischsten bewiesen durch sein Manifest an die Juden. Derselbe Zar, dessen Hände befleckt sind mit dem Blute vieler Tausende der von seinen Henkersknechten in Pogromen gemordeten Juden, derselbe Zar, der die Juden in der unmenschlichsten Weise knechtet und mißhandelt, hat jetzt, um besänftigend einzuwirken, ein Manifest veröffentlicht „an meine lieben Juden!" Nun, da er befürchten muß, daß die Polen und die in Russisch-Polen lebenden Juden sich gegen sein Schandregiment erheben, jetzt macht er Versprechungen für die Zukunft!

Auf Rußland lastet die Hauptschuld an dem jetzigen Kriege. Noch während der Zar mit dem deutschen Kaiser im Depeschenhandel stand, um scheinbar für den Frieden zu wirken, ließ er heimlich nicht nur gegen Oesterreich, sondern auch gegen Deutschland rüsten.

Daß Frankreich, das republikanische Frankreich auf Tod und Verderben mit dem russischen Absolutismus verbunden ist, ist eine schier unfaßbare Tatsache. Und daß England, das parlamentarisch regierte, demokratische England, Seite an Seite mit den Russen gegen Deutschland kämpft, um „für Freiheit und Kultur" einzutreten, das ist eine Heuchelei von wahrhaft gigantischer Schamlosigkeit.

Ich brauche vor sozialistisch geschulten Lesern nicht erst Betrachtungen anzustellen über die Ursachen auch dieses Krieges — er ist eine Tatsache von erschreckender Größe. Und mit dieser Tatsache heißt es jetzt rechnen. Rußland, Frankreich, Belgien, England, Serbien, Montenegro und Japan stehen im Kampf, um „für Freiheit und Kultur zu kämpfen", das heißt: gegen das Deutschtum zu kämpfen, das der Welt Goethe, Kant und Karl Marx geboren hat! Es wäre zum Lachen, wäre die Situation nicht so verzweifelt ernst.

Die Sozialdemokratie der europäischen Westmächte hat getan, was in ihren Kräften stand, um den Krieg zu verhüten. Ihre Macht reichte dazu noch nicht aus. Am 1. August 1914 sah sich die Sozialdemokratie eines jeden einzelnen Landes vor die entsetzliche Tatsache des Krieges gestellt. Was tun?

Am 1. August gab es schon keine Möglichkeit mehr, einen Brief oder ein Telegramm über die deutschen Landesgrenzen zu bringen. Das warme Beileidstelegramm, das wir nach der Ermordung Jean Jaurés' nach Paris schickten, ist niemals angekommen. Die Sozialdemokratie eines jeden Landes war auf sich selbst angewiesen.

Zur Stunde, da ich diesen Brief schreibe, am 21. August, wissen wir in Deutschland immer noch nichts über Einzelheiten der Verhandlungen in den Parlamenten Frankreichs und Belgiens. Nur so viel ist zu uns gedrungen, daß die Genossen aller in Betracht kommenden Länder zu dem gleichen Resultat gekommen sind, wie wir in Deutschland auch. Die Franzosen haben die Kriegskredite bewilligt, die Belgier haben Vandervelde in das Verteidigungsministerium eintreten lassen. Daß die englischen Genossen für die strikte Neutralität Englands eingetreten sind, ist selbstverständlich. Jedes andere Verhalten ihrerseits wäre ein Verbrechen am Sozialismus gewesen. Es wird niemand so unverständig sein wollen, Vergleiche zu ziehen zwischen dem Verhalten der deutschen Sozialisten und dem der englischen. Wir in Deutschland hatten die Pflicht, uns gegen den Zarismus zu wehren, hatten die Aufgabe zu erfüllen, das Land der am meisten entwickelten Sozialdemokratie zu schützen vor der drohenden Knechtschaft durch Rußland.

In England war zu entscheiden, ob man in diesem Streit zwischen Deutschland und Rußland Partei ergreifen oder neutral bleiben sollte.

Ein von dem Zaren geknechtetes Deutschland hätte die sozialistische Bewegung der ganzen Welt, nicht nur die Deutschlands, um Jahrzehnte zurückgeworfen.

Uebrigens: Auch wir Sozialdemokraten haben nicht aufgehört, Deutsche zu sein, weil wir uns zur sozialistischen Internationale bekennen. Und wenn wir im Reichstag einstimmig die Kriegskredite bewilligt haben, so haben wir lediglich wahr gemacht, was oft genug von unsern Besten von der Reichstagstribüne versichert worden ist.

Worte Bebels und des alten Liebknecht haben alle Zeit auch in Amerika einen guten Klang gehabt. Und was hat Bebel u. a. gesagt:

„An der Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands sind die arbeitenden Klassen mindestens ebenso interessiert, wie diejenigen, die sich als die berufenen Leiter und Herrscher der Völker betrachten, und das arbeitende Volk ist nicht gewillt, seinen Nacken unter irgend eine Fremdherrschaft zu beugen. Gelte es einmal, sich seiner Haut zu wehren, die arbeitenden Klassen Deutschlands würden ihren Mann stellen."

Noch ausführlicher sprach sich Bebel in der Reichstagssitzung vom 7. März 1904 aus. Er sagte damals:

„Meine Herren. Sie können künftig keinen siegreichen Krieg ohne uns schlagen. (Sehr wahr! Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Wenn Sie siegen, siegen Sie mit uns und nicht gegen uns; ohne unsere Hilfe können Sie nicht mehr auskommen. (Sehr wahr! Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Ich sage noch mehr: wir haben sogar das allergrößte Interesse, wenn wir in einen Krieg gezerrt werden sollten. . . einen Krieg in dem es sich dann um die Existenz Deutschlands handelte, dann — ich gebe Ihnen mein Wort — sind wir bis zum letzten Mann und selbst die ältesten unter uns bereit, die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unsern deutschen Boden zu verteidigen, nicht Ihnen, sondern uns zu Liebe, selbst meinetwegen Ihnen zum Trotz. (Sehr wahr! Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.)

Wir leben und kämpfen auf diesem Boden, unser Heimatland, das so gut unser Vaterland, vielleicht noch mehr als Ihr Vaterland ist, so zu gestalten, daß es eine Freude ist, in demselben zu leben, auch für den letzten unter uns. (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.)

Das ist unser Bestreben, das suchen wir zu erreichen, und deshalb werden wir jeden Versuch, von diesem Vaterland ein Stück Boden wegzureißen, mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften bis zum letzten Atemzug zurückweisen." (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.)

In der gleichen Weise hat auch Wilhelm Liebknecht sich ausgesprochen. Er führte am 28. November 1888 im Reichstag aus:

„Was die Feinde der deutschen Einigung drüben in Frankreich und in Rußland fürchten, das ist ein zur Verteidigung des Landes einiges deutsches Volk. Und nach dieser Richtung hin — das kann ich Ihnen versichern — ist von unserer Seite bei einflußreichen französischen Politikern, auch persönlich durch mich jeder Zweifel, falls einer vorhanden war, beseitigt worden: Greift Frankreich an, dann ist keine Partei in Deutschland, auf die es rechnen kann, und dann ist der letzte Sozialdemokrat in Deutschland verpflichtet und bereit, gegen den Angreifer zu marschieren." . . . .

Von welcher Seite man immer das Problem betrachtet, wir deutschen Sozialisten konnten nicht anders handeln, als wir gehandelt haben. Eine Partei, wie die deutsche Sozialdemokratie, also die stärkste des Landes, kann vor Tatsachen den Kopf nicht in den Sand stecken, sie muß handeln! Es ist nicht übertrieben: **in der jetzigen Kriegszeit ist das ganze deutsche Volk einig. Das ganze Volk ist entschlossen, koste es, was es wolle, den Krieg so schnell als möglich, und zwar siegreich, zu beenden.** Kein Mensch hatte hier Groll gegen Frankreich und jedermann wünscht, daß zwischen Deutschland und Frankreich sobald als möglich ein ehrenvoller Frieden herbeigeführt wird.

Eine **geradezu schändliche Rolle spielt England** in diesem Kriege. Wenn Frankreich gegenüber Rußland durch einen unglückseligen Vertrag gebunden ist, **England war nicht gebunden!** England aber, das neidisch ist auf die wirtschaftliche Entwickelung unseres Landes, benutzte den von Deutschland an Belgien in der Not begangenen, vom Reichskanzler im Reichstag offen und ehrlich zugegebenen Neutralitätsbruch als Vorwand, um uns den Krieg zu erklären. Und England krönte sein abscheuliches Verhalten, indem es sogar ein ostasiatisches Land gegen uns mobil machte. Japan, dessen Söhne bei uns wirklich weitgehende Gastfreundschaft genossen, ihr Wissen bei uns bereichert und ihre industriellen Kenntnisse bei uns erworben haben, erweist sich nun als das wirklich widerwärtigste und verlogenste der Welt. Ueber die japanischen Forderungen an Deutschland brauche ich nichts zu schreiben, weil ich annehmen darf, daß Ihre Leser längst darüber unterrichtet sind.

Deutschland wird in diesem Kriege vielleicht einen Teil seiner Kolonien verlieren. Auch sie noch zu schützen in dem Kampfe gegen die vielen Feinde, ist Deutschland nicht in der Lage. Mit kolonialen Verlusten in einem großen Kriege ist in Deutschland stets gerechnet worden. Und speziell wir Sozialisten haben in unserm prinzipiellen Kampf gegen die kapitalistische Kolonialpolitik stets auch darauf hingewiesen, daß die Kolonien im Kriegsfall gar nicht gehalten werden könnten.

Im übrigen ist man in Deutschland guten Muts: **Niemand zweifelt daran, daß unser Land sich siegreich behaupten wird gegenüber der großen feindlichen Uebermacht.**

Graue Haare.

Graue Haare sind keine Schande für den, der in Ehren grau geworden, und lächerlich ist es, zu Färbemitteln zu greifen und Tatsachen verbergen zu wollen, die doch beinahe ein Ehrenzeichen sind. Gewiß sind nicht alle Leute achtenswert, bloß weil sie graue Haare haben, man kann auch junge Leute achten und viele alte verachten, doch nicht ihrer Haare, sondern ihres sonstigen Charakters wegen. Viele behaupten, man ist so alt, wie man fühlt. Ich bestreite das aber, kann eine erfahrene Person noch himmelhoch jauchzen und zum Tode getrübt sein? Und wäre sie es, würde sie nicht sehr komisch wirken? Was wir bei einer jungen Person entschuldigen, weil sie es nicht besser kennt, bei einer älteren setzen wir mehr Verstand voraus. Sehen wir einen älteren Mann stutzerhaft gekleidet und flirten, oder eine Frau über das mittlere Alter nach der neuesten Mode herausgeputzt und noch nach Bewunderung haschend, denken wir nicht: O diese Toren!

Berührt es uns nicht viel angenehmer, wenn graue Haare sich nicht schämen, sondern ruhig zugestehen, des Lebens Sommer hat uns gebleicht, weil wir Wind und Wetter standgehalten, deshalb wich der Glanz. Doch, lieblich wie der Mond vorüberzieht, sind die Tage der Vergangenheit. Und auf jedem Lebenspfade glänzt eine Zinne deiner Herrlichkeit; ja, kein Menschenleben ist so arm gewesen, daß es keinen Sonnenstrahl gehabt, keine Person so verlassen, daß sie nicht einen Freund gefunden. Freilich, es waren vielleicht der trüben und schweren Stunden mehr als der frohen und heiteren wohl bei den meisten von uns allen, doch an diese wenigen Lichtblicke klammert sich die Erinnerung und das Leid tritt dabei in den Schatten. Aber Silberfäden im Haare oder weiße Scheitel sind keine Schande, und wer sie verurteilt, verurteilt sich selbst. Denn wie in der Natur muß die Saat reifen bis zur Vollendung.

Bismarck Anekdoten.

Fürst Bismarck wurde einst von einem Mitgliede des Reichstages gefragt, ob die Nachricht wahr sei, er werde, um die Verhältnisse in Kamerun und Angra-Pequena selber gründlich kennen zu lernen, die Kolonien bereisen. Der Fürst machte ein verschmitztes Gesicht. „Vielleicht", antwortete er, anfänglich im ernsten Ton, und dann, lustig fortfahrend: „Doch, unter uns, lieber H., natürlich dann nur auf dem Kamel, das diese Nachricht aufgebracht hat!"

* * *

Ein lustiges Bismarck-Geschichtchen ist aus der kleinen Kreisstadt Wenden in Livland bekannt. Ein ehrsamer Bürger dort, namens Trampedang, ein begeisterter Bismarckverehrer, wollte seinen Erstgeborenen zur Taufe bringen. Kein Name erschien ihm als Rufname für seinen Sprossen besser geeignet als der seines verehrten Helden, der Deutschland zum Kaiserreich geeint hatte. Er wandte sich mit dieser Bitte schriftlich an den Fürsten und erhielt ein eigenhändiges Schreiben von dem Reichskanzler, das anfangs die Bitte zustimmend beantwortete, und dann fortfuhr: „Sollte mir trotz meines hohen Alters (es war im Jahre 1885) der Himmel noch einen Jungen bescheren, so werde ich nicht verfehlen, ihn — Ihre Einwilligung vorausgesetzt — auf den Namen „Trampedang" taufen zu lassen."

Die echte niederdeutsche Schalkhaftigkeit des Kanzlers trat auch bei dieser Gelegenheit wieder einmal hervor, denn daß ein „Trampedang Bismarck" ausbleiben würde, war an fünf Fingern abzuzählen. Als es später einen Bismarckschen Enkel zu taufen gab, hat der Fürst keineswegs den Unsinn unsterblich gemacht. „Bismarck Trampedang" hat man aber als stattlichen Primaner gekannt, und er dürfte, falls er noch lebt, zur Hundertjahrfeier Bismarcks seinen 30. Geburtstag begehen. Sein stolzer und glücklicher Vater hat den eigenhändigen Brief des Fürsten sorgfältig unter Glas und Rahmen aufgehob.

Elsässischer Patriotismus.

Beim Ausbruch des jetzigen großen Krieges glänzend erwacht.

Schon mehrfach konnte, so schreibt ein Straßburger, berichtet werden von dem lebhaften, Altdeutschland schwerlich nachstehenden Patriotismus, der mit dem Ausbruch des jetzigen großen Krieges im Elsaß erwacht ist. General Joffre kam zwar mit einer großen Proklamation als Befreier, aber man braucht nur die inzwischen erschienene Verlustliste der Regimenter zu überfliegen, die im Oberelsaß kämpften: da sieht man an so vielen Namen mit elsässischer Heimatbezeichnung, wie tapfer sich die Elsässer diese Befreiung verbeten haben. Und wenn einmal die Liste über die große, siegreiche Schlacht in Lothringen vorliegt, wird die neueste militärische Ruhmestafel des Elsaß um ein weiteres großes Stück wachsen. Wie weitgehend die Opferwilligkeit ist, mit der hier die ganze Bevölkerung im innersten Herzen die deutsche Sache zu der ihrigen macht, beweisen zwei Beispiele. Vor mir liegt ein Gesuch eines aktiven Offiziers aus altelsässischer Familie, das mir zufällig in die Hände gekommen. In dem Gesuch heißt es:

Ich stamme aus altelsässischer Familie. Ich bin Offizier seit 1904. Ich hatte das Unglück, daß kurz vor Ausbruch des Krieges meine Kommandierung zu den technischen Instituten der Artillerie erfolgte. Meine Bemühungen, auf dem Dienstwege meine Ablösung zu erwirken, waren bisher erfolglos. Da ich erst kurze Zeit zu den technischen Instituten gehöre, hatte ich keine Zeit, mich einzuarbeiten, und bin daher nicht in der Lage, alle meine Kräfte so in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, wie ich es gern möchte. Meine Brüder und Schwäger stehen teilweise schon am Feind, teilweise sind sie als Kriegsfreiwillige zur Fahne geeilt. Ich als der Aelteste möchte nicht zurücktreten. Als geborener Altelsässer habe ich nur den einen glühenden Wunsch, mit meinem Leben für mein deutsches Vaterland einzustehen.

Diesem Schriftstück, das voll ist vom alten elsässischen Soldatengeist, darf als Zeugnis für die Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit der elsässischen Frauenwelt ohne Unterschied der Stände eine Bemerkung hinzugefügt werden, die sich am Schluß der dritten Gabenliste der Rote Kreuz-Sammlung für Elsaß - Lothringen befindet. Die Leitung des Roten Kreuzes in Elsaß-Lothringen schreibt dort hinter einer sehr langen Liste zum Teil recht namhafter Spenden folgendes:

„Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Tatsache, daß zwei junge Damen, die nicht genannt sein wollen, ihre sämtlichen Schmucksachen, bestehend aus goldener Uhrkette, zwei goldenen Fingerringen und Ohrringen, für die Zwecke des Roten Kreuzes dahin gegeben haben, um so ihr Scherflein für das Wohl des Vaterlandes beizutragen. Mit besonderem Dank mag auch erwähnt werden, daß sehr viele Leute aus den verschiedensten Lebensstellungen, wie Dienstmädchen, ohne ihren Namen zu nennen, Geldbeträge bringen."

Das ist, trotz jener verblendeten Ruchlosen, die auf unsere Truppen geschossen oder ihnen sonst Schaden zuzufügen versucht haben, die Stimmung der Bevölkerung. Wer am letzten Freitag nach dem Eintreffen der großen Siegesbotschaft aus Lothringen die Kundgebungen der allgemeinen Stimmung beobachtete, mußte das Fehlen jedes lauten Jubels und jeder Ueberraschung feststellen. Die Botschaft kam wie etwas lange Erwartetes und sicher Bevorstehendes, von dem man nur nicht den genauen Termin des Eintreffens vorher wußte. Daß sie nun kam, war erfreulich; daß Elsässer Landsleute an dem gewaltigen Kampfe pflichtgemäßen Anteil genommen hatten, selbstverständlich. Bisher lebte in den alteingesessenen Familien noch immer die Erinnerung an die Waffentaten der Vorfahren unter dem alten Napoleon. Nun wird sie zurücktreten hinter den neuen größern Waffentaten. Bezeichnend für den Umschwung der Zeiten ist eine Kriegsanekdote, die dieser Tage die Straßburger Post berichtete. In einem Städtchen des Unterelsaß lebt noch der ehemalige Trompeter der französischen Kürassiere, der 1870 am 6. August zur wuchtigen, aber zerschmetternden Attacke von Morsbronn blies. Nun rief die Mobilmachung seinen Sohn unter unsere Fahnen. Der Alte entließ ihn mit der Mahnung, immer vorn daran zu sein, und als zum ersten Male aus der deutschen Reiterschar Freiwillige aufgerufen wurden für einen gefährlichen Auftrag, meldete sich als erster der Sohn des Trompeters von Morsbronn. An solchen kleinen und größern Ereignissen erlebt das elsässische Volk nun täglich, welche Kraft in ihm steckt, und in diesem Kraftgefühl findet es sich zusammen mit den andern deutschen Stämmen, die von demselben Geiste beseelt sind.